

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Draußen fuhr ein Wagen vor, und der Herr Oberförster Kochsalke mit seinen vier unverheirateten Töchtern stieg aus. Die drei ältesten hatte er schon glücklich unter die Haube gebracht. Er selbst war ein großer, breiter Mann mit einem langen, grauen, würdevollen Bart, und die grüne Uniform stand ihm prächtig. Die vier Mädchen waren jung und frisch und hatten hübsche, offene Gesichter.

„Diese Brut!“ knurrte Karl Zburotschin böse. „Das ist der Kochsalke, der hier den jährlichen Heiratsmarkt arrangiert. Es ist geradezu unheimlich, wieviel unverheiratete Mädchen es in Zburotschin und Umgegend gibt. Als wenn sie aus der ganzen Welt zusammengedrückt wären! Nehmen Sie sich in acht! Ah, Sie sind wohl auch mit einer Einladung beglückt worden?“

Moriz Gassel nickte.

Jetzt trat der Oberförster herein und begrüßte Karl Zburotschin mit einem kräftigen Handschlag. Hinter ihm drückten sich die vier Töchter durch die Tür.

„Oberförster Kochsalke, das Fastnachtballkomitee,“ stellte Karl Zburotschin vor, „Schulmeister Gassel aus Brißlawe, noch zu haben!“

Nun betrat auch Moriz Gassel einen oberförsterlichen Handschlag, den er bis ins Schlüsselbein fühlte.

„Kommt zwei Stunden zu früh, Kochsalke!“ rief Karl Zburotschin.

„Muß ich wohl, Karlemann!“ gab der zurück und trank einen Schluck. „Wofür bin ich denn das Komitee?“

Die vier Mädchen setzten sich an den Nebentisch und tranken zusammen einen einzigen Grog, denn sie waren durchgefroren.

Der Oberförster stellte ihnen den Brißlawer Schullehrer vor. Moriz Gassel war so höflich, sich zu ihnen zu setzen und versuchte eine Unterhaltung anzuspinnen. Denn die vier Mädchen gefielen ihm gut. Sie hatten etwas Nolliges an sich und waren im Antworten schlagfertig. An ihren dunkel-blonden Haaren hing noch der würzige Duft des Waldes.

Moriz Gassel bat jede um einen Walzer und erhielt von jeder zwei.

Unterdessen hatte Karl Zburotschin die vierte Flasche angebrochen.

„Kochsalke!“ rief er laut und stieß mit ihm an. „Doch, der Heiratsmarkt soll leben! Du bist ein ganz verfluchter Kerl. Verstehst dein Geschäft?“

„Will ich meinen!“ lachte der Oberförster selbstbewußt. „Willst du eine haben?“

Karl Zburotschin verschluckte sich vor Schreck und konnte nichts erwidern.

„Such dir eine aus!“ scherzte der Oberförster. „Weil du's bist, Karlemann. Dir würd ich auch alle vier geben.“

„Hilf!“ schrie Karl Zburotschin und streckte Arme und Beine von sich. „Hier Weiber auf einmal. Bin ich ein Türke!“

„Kannst dir's ja leisten,“ neckte ihn der Oberförster und leerte unterdessen die Flasche. „Geh doch nach Konstantinopel und bet den Sultan an. Um die Erbschaft brauchst du nicht zu bangen.“

„Verpuchtes Kropfzeug, diese Weiber!“ knurrte Karl Zburotschin, indem er sich von seinem Schreck erholte.

„Die Trauben sind sauer!“ lachte der Grünrod.

Aber Karl Zburotschin blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Wenn er bei der vierten Flasche war, hatte er besonders viel Haare auf den Zähnen. Und sie stritten sich weiter, bald feiner, bald gröber, während Moriz Gassel am Nebentisch Süßholz raspelte. Denn die vier Oberförstertöchter waren wirklich hübsch und zum Anbeissen hübsch. Alle Minuten steckten sie die Köpfe zusammen und lachten. Das ging allemal auf Moriz Gassel, den das aber nicht störte. Allmählich fand er heraus, daß die jüngste die schönste und lustigste war. Und gerade die behandelte ihn am schlechtesten.

Dubed, der Wirt, schob die Treppe hinauf und herunter, und seine Kochschöbe flogen wie im Sturme. Den armen Pikkolo zog er dreimal an den Ohren, daß er maugte. Fortwährend wurde der Oberförster mit Meldungen und Anfragen gestört. Doch er kam nicht aus seiner Ruhe, hörte kaum hin und neckte sich mit Karl Zburotschin, der seine Trunkfestigkeit mit hinterlistigen Anschlägen zu erschüttern gedachte.

Um diese Zeit hielt Daniel Zuppbad mit Wiegelt's Kutsche vor dem Brißlawer Inspektorthaus. August Anorred stand schon fertig vor der Haustür und wartete. Endlich waren die beiden Frauen im Hauskur. Aber die Mutter hatte ihre Granatbrosche vergessen, und Hedwig mußte sie holen.

„Hast du auch den Diamanten?“ rief die Mutter ihr nach.

Doch diese Mahnung war unnötig, denn Hedwig hatte das Goldkettlein längst angelegt. Schnell nahm sie die Brosche von der Kommode und trieb Thomas Hauschild, der im Frack vor dem Spiegel stand, um sich den letzten Ballschlüssel zu geben, zur Eile an. Nun waren alle draußen, und August Anorred drehte den Schlüssel um. Die Mutter und Hedwig stiegen ein. Daniel Zuppbad grinste vom Bod herunter. Die beiden Laternen brannten, unruhig stampften die Rappen den Sand.

„Wir könnten eigentlich Herrn Gassel abholen!“ meinte August Anorred.

„Der ist längst in Zburotschin,“ antwortete der Gehilfe. „Ich hab ihn kurz vor Tiergarten getroffen.“

„Also los, nach Zburotschin!“ rief der Inspektor. „Steigen Sie nur ein, Herr Hauschild. Auf was warten Sie noch?“

„Ich kann mich ja auch auf den Bod setzen,“ erwiderte er verstimmt, weil er von Hedwig eine Aufforderung erwartet hatte.

August Knorred rührte Hedwig leise an die Fußspitze. „Bitte, steigen Sie ein,“ sagte sie bargus und rüdte in die Ecke.

„Kommen Sie nur,“ ließ sich jetzt Frau Knorred vernehmen. „Wir werden schon Platz haben!“

Thomas Hauschild ließ sich erweichen und setzte sich dicht neben Hedwig.

Daniel Zuppach klatschte laut mit der Peitsche und fuhr Trab.

IX.

Duded, der Wirt, setzte noch einmal die drei langen Tafeln entlang und sauste dann zum Oberförster Kochalle hinter, der noch immer mit Karl Zdurotschin zechte. Fortwährend kamen Wagen vorgefahren und luden Inzassen ab. Das Gastzimmer war zum Bersten gefüllt. Moriz Gassel sah sich von forschenden Forstgehilfen und beweglichen Wirtschaftsassistenten von dem Tische der vier schönen Mädchen verdrängt. Und als die Stadtkapelle mit einem kräftigen Tusch die Gäste in den Saal hinaus rief, sah er plötzlich verlassen und einsam da. Nur Karl Zdurotschin leistete ihm Gesellschaft.

„Schulmeisterlein!“ brüllte er und bestellte eine frische Flasche. „Komm ran, Schulmeisterlein, und trink!“

Moriz Gassel hatte mehr Hunger als Durst, doch er dachte an seine fünfunddreißig Pfennige und saßte sich in Geduld. Sein Gesicht war ziemlich trübselig.

„So sind die Weiber!“ tröstete ihn Karl Zdurotschin, dem der Wein nichts anhaben konnte. „Erst tun sie freundlich und dann laufen sie mit einem andern fort. Der Teufel soll sie holen alle miteinander! Prost!“

Moriz Gassel aber schob das Glas fort.

Da stieß jemand die Tür auf und der Oberförster Kochalle streckte den Kopf herein.

„Karlemann, komm!“ rief er und winkte. „Ohne dich geht's nicht los. Ich hab dir den besten Platz reserviert. Mitten unter den schönsten Mädels!“

„Naus, du Komitee!“ brüllte Karl Zdurotschin und drohte mit seiner ungefügen Faust. „Mich verkuppelst du nicht!“

Der Oberförster verschwand, die Tür blieb offen.

„Trink, Schulmeisterlein!“ mahnte Karl Zdurotschin.

„Es wird mir zuviel!“ stöhnte Moriz Gassel vor Hunger.

„Das gibt's nicht! Mitgegangen, mitgehangen!“

Und Moriz Gassel schluckte den Wein, der ihm wie Galle schmeckte.

Da schwebte durch die offene Tür eine Wolke feinsten Küchengerüche. Karl Zdurotschin schnupperte und erwischte den Piffolo, der grade vorbeiflog, am Zadenzipfel.

„Was gibt's da oben?“ schrie er ihn an.

Der Jüngling stotterte eine Reihe fremder Wörter herunter.

„Wieviel Gänge?“

„Fünf.“

„Das langt für's Wendebrot. Her damit! Und zwei Bullen Selt kaltstellen, aber französischen!“

„Zwei Portionen?“ fragte der Piffolo.

„Ich danke,“ sprach Moriz Gassel bescheiden, obwohl ihm der Magen fürchterlich knurrete. „Ich habe schon gegessen.“

Karl Zdurotschin tat schon den Mund auf, um diese Notlüge öffentlich zu brandmarken, da rollte draußen der letzte Wagen vor. Daniel Zuppach fiel mit einem Sprunge vom Bod und riß den Schlag auf. Hedwig stieg zuerst aus. Schnell eilte sie die Stufen hinauf und schaute in die Gaststube. Ihr grauer Mantel hatte sich oben geöffnet, und an ihrem weißen Halbe funkelte der Brillant.

Karl Zdurotschin tat vor Verwunderung den Mund wieder zu. Der Piffolo wärtete.

„Herr Gassel!“ rief Hedwig verwundert und trat in die Tür. „Sie sitzen hier?“

Moriz Gassel sprang auf. Er schämte sich wegen der vielen leeren Flaschen, die auf dem Tische standen, und konnte doch kein Wort der Entschuldigung hervorbringen. Karl Zdurotschin starrte Hedwig unverwandt an und verdrängte seine Verwunderung herunterzuschlucken. Da erschien Thomas Hauschild neben Hedwig, bot ihr den Arm und schloß die Tür.

„Donnerwetter!“ rief Karl Zdurotschin und schlug auf den Tisch, daß zwei Flaschen Kopfsprung machten. „Das ist ein Mädel!“

Moriz Gassel stand zwischen Tisch und Tür wie ein betrübter Lohgerber.

„Wie heißt sie?“ fragte Karl Zdurotschin eifrig und erhob sich mit einem Ruck.

„Hedwig Knorred,“ erwiderte Moriz Gassel. „Die Tochter vom Briklawer Gutsinspektor.“

„Donnerwetter! Donnerwetter!“ schrie Karl Zdurotschin und zog sich die Weste stramm. „Hat die sich aber rausgemacht. Neben der muß ich sitzen. Jetzt gehn wir nach oben. Schulmeisterlein, komm mit!“

Damit faßte er Moriz Gassel unter dem Arm und wollte ihn hinausschleppen.

Doch diesmal stieß er auf heftigen Widerstand.

„Schulmeisterlein, komm mit!“ schrie der Riese. „Du mußt mich mit ihr bekanntmachen. Wir essen oben.“

Der Piffolo verschwand.

„Ich kann mir das nicht leisten,“ beteuerte Moriz Gassel lebhaft und hielt sich am Türposten fest. „Ich habe grade noch —“

„Aber ich kann mir's leisten, Bruderleben!“ schrie Karl Zdurotschin mit Gefühl und Selbstbewußtsein, umarmte ihn und drückte ihn an sich, daß ein paar Rippen knackten. „Ich kann mir alles leisten. Wofür bin ich Karl Zdurotschin.“

Damit hinkte er die Treppe hinauf und schleppte seinen kraftlosen Gast hinter sich her.

Mit lautem Halloh wurden sie empfangen. Karl Zdurotschin steuerte sofort auf die dritte Tafel zu, wo Hedwig saß, fand aber keinen Platz in ihrer Nähe. Der Oberförster kam sofort und wollte die beiden Junggefallen mitten unter das grüne Gemüse lotsen, das, herrenlos und ausgelassen, sich am Ende der ersten Tafel angesammelt hatte. Doch Karl Zdurotschin stieß ihn grob beiseite und nahm mit Moriz Gassel, den er die ganze Zeit nicht von der Hand gelassen hatte, an der mittelften Tafel Platz, von wo er unauffällig zu Hedwig, die zwischen Thomas Hauschild und dem Vater saß, hinübersehen konnte. Dann kam der zweite Gang und Moriz Gassel konnte sich den Teller füllen. Es war auch höchste Zeit gewesen.

Karl Zdurotschin aber vergaß Essen und Trinken und starrte Hedwig an.

(Fortsetzung folgt.)

„Süßer, rosenfarber Mund . . .“

Eine Pfingstgeschichte von Hedwig Stephan.

Frau Junk drehte nach alter, lieber Gewohnheit den soeben erhaltenen Brief ein paar mal überlegend hin und her, studierte die Handschrift und suchte den Poststempel zu entziffern.

„Von wem er wohl sein mag, Annemie?“

Annemie hob den blonden Kopf und lächelte.

„Ja, Mutter — am Ende machst du ihn auf? Dann weißt du's gleich!“

„Na ja, gewiß — ich meinte doch auch nur — — —“

Die Mutter rigte behutsam mit der Strichnadel das Kuvert auf, begann zu lesen, und ihr Gesicht mit den vielen feinen Sorgenfalten wurde rot vor Freude.

„Ach nein, Annemie — denk bloß mal — Luise Brettschneider schreibt mir! Du weißt doch, die Brettschneiders, die das Gut haben in der Neumark — du hast sie ja vorigen Weihnachts auch kennen gelernt — sie labet uns beide ein über die Pfingstferien — — und der Sohn, der Landrichter, wird auch da sein — — das ist doch zu reizend von ihr! Nicht wahr, Kind, wir nehmen doch an — natürlich?“

Annemie begegnete dem fast ängstlich auf sie gerichteten Blick der Mutter, und um ihren feingeschnittenen Mund legte sich ein herber Zug.

„Ja, Mutter, ich denke — — aber nur, wenn du mir versprichst, daß du dir auf diesen Landrichter nicht die mindesten Hoffnungen machst, und daß du mich nicht so heranstreichst wie eine abgelagerte Ware, die man gern loswerden möchte!“

Die Mutter sah gekränkt aus.

„Herausstreichen! Als ob ich das läte! Aber wenn ich von dir spreche, dann kann es doch nichts Schlechtes sein — — und es ist auch ganz bestimmt wahr, daß der Mann sich freuen kann, der dich mal bekommt — — und ich kanns und kanns nicht verstehen, daß noch keiner — — —“

„Nuttchen, ich bitte dich — laß doch dies leidige Thema! Solch eine Berle, wie du denkst, bin ich wirklich gar nicht!“ Annemie hatte sich erhoben und strich der Mutter zärtlich über den grauen Schedel. „Und jetzt will ich anfangen, etwas einzupacken — du willst doch gewiß morgen in aller Frühe schon abfahren —“

Sie ging in ihr kleines Schlafzimmer und holte den Dampfkoffer hinter dem Schrank hervor. Ring auch an, ein paar Wäschestücke hineinzu legen, aber ganz mechanisch, mit abwesenden Augen. O ja, sie erinnerte sich ganz gut des Landrichters Brettschneider. Ein korrekter, gefestigter Herr mit gelochtem Haupthaar und einem leichten Anlaß zur Korvidenz — er war von besessener Liebenswürdigkeit gewesen damals, und die hellen Augen hinter dem goldgeränderten Anzeiger hatten sie so beherlich über- allhin begleitet.

Ob diese Einladung nicht auf sein Betreiben erfolgt war? Ein leiser Schauer überlief sie.

Wenn die Mutter da einen Bewerber aßte — ihr erster und letzter Gedanke war ja eine Heirat — nein, nein, damit konnte sie sich ein sorgenfreies Leben nicht erkaufen! — damit nicht —

Und als wollte sie vor etwas Schrecklichem entfliehen, lief sie in die Fensternische, wo ihre Laute hing, und drückte das schwere, grüne Atlasband mit der silbergestickten Aufschrift gegen ihre heiße Wange.

„Komm, o Komm, Geselle min — — —“

Sie träumte sich zurück in die großen Schulferien, da sie ihn kennen gelernt. Mit zwei älteren Kolleginnen hatte sie einen Ausflug in den Spreewald gemacht, in bescheidenen Grenzen, auf wenige Tage, wie der schmale Geldbeutel es vorschrieb. In einem einfachen Gasthaus wurde übernachtet, und sie hatte es in dem feinen, niedrigen Schlafzimmern nicht ausgehalten und war noch spät abends hinausgeschlichen, mit ihrer Laute, die sie als unentbehrliches Gepäck mit sich führte nach Wandersvögelart.

So monnevoll kühl war es da an dem schmalen, schwarzen Wasser — so mädchenstill — — eine seltsame, sehnsüchtige Stimmung war über sie gekommen — leise hatte sie die Saiten berührt — —

„Komm, o Komm, Geselle min, Ich erbitte Harde dir!“

„Komm, o Komm, Geselle min!“

Da plötzlich in den Wälschen ein Knacken, und eine klingende Männerstimme setzte ein:

„Süßer, rosenfarbener Mund, Komm und mache mich gesund!“

„Komm — komm — und mache mich gesund!“

So waren sie sich zum erstenmal begegnet und hatten sich in ihrem Herzen gefunden. Das grüne Lautenband, seine sarte Gabe, war ihr einige Tage später zugeschlattert. Und sie lebte in schönen und seligen Jubelträumen. Aber mitten hinein in alle diese glücklichen Mädchenwünsche und Hoffnungen war dann der Krieg hineingefahren wie ein tödlicher Blitz. Sie wußte, daß er als Leutnant der Reserve sofort mit hinauslam. Eine Karte, noch in Berlin abgehempelt, hielt sie nun als letzten Gruß in ihren Händen, ein kurzes Beibewußt, nichts weiter. —

Sie neigte den Kopf tief und drückte das Band in ihrer Hand zusammen. —

„Aber Annemie, schläfst du? Ich dachte, du wolltest packen? Und nimm nur gleich die Laute ab — so etwas mögen die Mosen- timer gewiß nicht!“

„Ach ja, man konnte sich schon wohlfühlen in Mosen- tim — in den beschaglichen Räumen des Gutshauses mit den schweren alten Mahagonimöbeln, in der beckenrosenbefangenen Veranda, unter den Tannen im Park oder zwischen den duftenden Blumenbeeten im „Bugharten“.

Wenn nur der Landrichter es Annemarie nicht gar zu deutlich gezeigt hätte, daß er keinen sehnsüchtigeren Wunsch hegte, als sie zur Herrin in diesem Paradiese zu machen!

Die Mutter hatte es von der ersten Stunde an schon bemerkt, aber sie sagte kein Wort. Es tat auch nicht not, denn ihr ganzes Wesen war eine einzige stumme Frage an die Tochter. Und wenn Annemarie ihre dürftige Gestalt ansah in dem abgetragenen schwarzen Kleid und die angstvoll stehenden Augen, dann war es ihr, als ob sich ein Schleier über all die blühende Frühlingsherrlichkeit lege, und sie wäre am liebsten hinauf in ihr Zimmer geflüchtet und hätte da den Tag verträumt.

Das ging indessen nicht an, denn Frau Brettschneider war eine äußerst regsame Dame und liebte es gar nicht, wenn andere müßig gingen. Sie hatte Annemarie auch ein derbes graues Strickzeug in die Hand gedrückt und die Laute mit unverkennbarer Mißbilligung gemustert.

„Wissen Sie, Herzenskind — solchen Firtelzanz find' ich ganz überflüssig! Lernen Sie lieber, wie man richtig Böckfleisch ein- legt — das ist für eine zukünftige Hausfrau viel wichtiger!“ Und der Landrichter nickte seiner Mutter voll Eifer zu, bestimmend und bewundernd.

Da hatte Annemarie ihre Laute stillschweigend wieder ins Futteral gesteckt. Sie wußte nicht, wie unverhofft sie doch noch zu Ehren kommen sollte.

Am Pfingstionabend kehrte Frau Brettschneider aus der Stadt zurück, wo sie beim „Roten Kreuz“ ein Schod Eier und eine Mandel grauer Strümpfe abgegeben hatte. Sie berichtete — be- glückt und ein klein wenig verlegen zugleich — sie sei von der „Frau Baronin“ in ein längeres Gespräch verwickelt worden, habe dabei ihres Berliner Besuches Erwähnung getan und auch der Laute, und da hätte die Dame recht dringend und herzlich gebeten, Annemarie möchte doch ihren Begnadeten im Reservelazarett

das Pfingstfest verschönen und ihnen ein paar Wieder vorbringen. Natürlich habe sie nur bedingt zugesagt — wollte erst fragen —

Annemarie errödete vor Freude. Sie war ja so glücklich, ihre Laute spielen zu dürfen.

Das Reservelazarett war im sogenannten „Schlößchen“ unter- gebracht, einem zierlichen Barockbau, der zu den fürstlichen Besit- zungen gehörte, eine kleine Begmaße von Mosen- tim entfernt.

Der Landrichter bot seine Begleitung an, aber der bedeutame Blut, den er dabei seiner Mutter zuwarf, löste Annemarie eine unbeschreibliche Angst ein. Wenn er fragte — wenn sie ihn ab- weisen mußte — — wie bedrückend, wie peinlich gerade jetzt, wo sie die Gäste des Hauses waren! Ein weiteres Vierbleiben wurde ja dann unmöglich — wie unglücklich würde die Mutter sein — —

Vor Erregung schlief sie nur wenig in dieser Nacht, und die strahlende Pfingstionung, die frühmorgens ins Zimmer sah, besichtigte ein blaßes Menschenkind mit überwachten Augen, die gar nicht zu all der Pracht passen wollten, die draußen der Frühling über das Land ausgestreut hatte.

Aber gerade, als Annemarie mit zitternden Händen die Laute aus dem Schrank nahm, lang vor der Tür die Duwe eines Auto- mobils. Die Baronin schickte ihren Wagen, um die Sängerin abzuholen, und unendlich erleichtert atmete Annemarie auf. So war die Entscheidung doch für's erste noch hinausgeschoben!

Ein wenig schwankte ihre Stimme wohl, wie sie in dem kleinen Saal stand mit der goldgemalten Decke, an dessen gobelinschmück- ten Wänden die Feldbetten aufgestellt waren, und aus denen so viele Augen sie erwartungsvoll anschaute. Aber schon nach dem ersten Lied setzte sich ihre Besangenheit — die Zuhörer waren ja auch so dankbar und so heilallsfreudig! Sie sang vom „Kapitän und Leutnant“, vom „schwarzbraunen Mädchen und dem Feld- offizier“, vom „Führer, der zum Kriege zog“, und schließlich, fast unbewußt, griffen ihre Finger die Akkorde zu: „Komm, o Komm, Geselle min!“

Wie ein sehnsüchtiger Hauch schwebte die süße, reine Stimme durch den Raum, und als das letzte „Komm!“ verklungen war, öffnete sich behutsam die Tür zum Nebenzimmer. Eine Pflegerin schritt auf Annemarie zu und beugte sich, ein wenig Verlegenheit in dem gutmütigen Gesicht, zu ihr herunter.

„Berzähnung, Fräulein — ich sollte fragen — der Herr Ober- leutnant wollte so gern wissen, ob an Ihrer Laute ein grünes Band wäre mit Silber gestickt — — ach, da hängt es ja! — Und Sie möchten doch einen Augenblick hereinkommen — ich glaube, der Herr Oberleutnant ist wohl ein Verwandter von Fräulein — —“

Annemarie strömte alles Blut zum Herzen. Sie wußte kaum, wie sie die paar Schritte durch den Saal gemacht hatte — sie sah nur zwei braune Augen und hörte eine langentzehrte, ach, jetzt so matte Stimme flüstern:

„Annemarie — mein Einziges, mein Liebste — träume ich denn nicht? Bist du es denn wirklich?“

Und Annemarie dachte an keine „Form“ mehr, an keine „mädchenhafte Zurückhaltung“ — sie wusch seine Hände unter Baden und Weinen.

„Du — ach du! Wie hab ich mich gefehnt! Und gar nichts hast du von dir hören lassen die ganze lange Zeit — —“

Er atmete tief auf.

„Das wollte ich nicht, Annemie. Wollte dich nicht an mein ungewisses Schicksal binden. Es weiß doch keiner, ob er wiederkehrt! Aber jetzt, als ich dein Lied hörte — unser Lied — da hatte ich die Kraft nicht mehr — mein Verlangen nach dir war zu groß — — und“ — er sah traurig an seinem linken Arm herunter — „ich glaube, den da haben wir die Herren Franzosen grüßlich runtert — mit dem Felddienst wird wohl aus sein — —“

„Derr Oberleutnant, länger darf ich aber nicht erlauben! Das Fräulein kann ja vielleicht morgen wiederkommen!“

Die Pflegerin war ans Bett getreten und hob mahnend den Finger.

Bernhard nickte ihr freundlich zu.

„Ja, Schwester — meine Braut wird Ihnen ein wenig die Pflege abnehmen — nicht wahr, Annemarie?“ Und als sie sich erglänzend über ihn beugte, flüsterte er ihr ins Ohr:

„Süßer, rosenfarbener Mund, Komm und mache mich gesund!“

### Vermischtes.

\* Entstehung und Dauer des Pfingstfestes. Bis zu Beginn des vierten Jahrhunderts wurde die gesamte fünfzig- tägige Zeitpanne nach Ostern mit dem Namen Pentekoste, der fünfzigste Tag (nach Ostern), bezeichnet, und es gab noch kein eigentliches Pfingstfest. Dessen Einführung kam erst durch einen Beschluß des Konzils von Elvira im Jahre 305 zustande. Von diesem Zeitpunkt an wurde Pfingsten zu einem hohen Fest, und annähernd acht Jahrhunderte lang ist es dann stets volle acht Tage gefeiert worden. Diese lange Dauer führte aber zu manchen Mißständen, so kam es oft vor, daß die Leute, durch die lang- weile übermäßig gemacht, in den Kirchen Unruhe trieben und Aus-

Schreitungen begingen. Das Konzil zu Konstanz vom Jahre 1094 setzte deshalb fest, daß Pfingsten (ebenso wie Ostern) fünfzigst nur noch drei Tage gefeiert werden sollte. Diese dreitägige Feier bestand dann bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. Friedrich II. von Preußen machte erst im Jahre 1778 den Anfang zu einer weiteren Verabstärkung der Pfingstfeiertage auf zwei. Mehr als ein halbes Jahrhundert blieb Preußen das einzige Land mit einer zweitägigen Pfingstfeier, im Jahre 1831 aber trat das Königreich Sachsen der Anordnung Preußens bei. Schließlich gingen auch andere Landeskirchen dazu über.

Der Pfingsthohe. Neben seiner Bedeutung als kirchliches Fest war Pfingsten lange Zeit so recht das Fest der Hirten und der Landbevölkerung. Zu Pfingsten wurde das Vieh zum ersten Male wieder auf die Weide getrieben, und die hinausziehenden Ochsen, Kühe und Kälber erhielten allerlei Puz von Blumen und frischem Grün. Dieses Treiben ahmten dann in den mittelalterlichen Städten auch die Metzger nach. Da aber dort für ein großes Viehtreiben nicht so viel Platz war, so begnügte sich jede Metzgerinnung damit, am Pfingstfest nur einen Ochsen auszuführen. Dieser wurde aber dafür um so bunter behängt. Alles an bunten Farben, was nur überhaupt aufzutreiben war, Klittergold, Blumen und grüne Zweige wurden angehängt, und so ward das Tier umhergeführt und schließlich auf dem Festplatz angebunden. So entstand das Wort von Pfingstochsen, mit dem man jetzt auch einen Menschen bezeichnet, der sich auffallend bunt und unharmonisch heranschafft hat. In den Städten ist heute der vierbeintige Pfingsthohe nicht mehr anzutreffen, aber auf dem Lande ist vielfach die bunte Ausschmückung eines Ochsen zum Pfingstfest noch immer im Gebrauch. Namentlich die Bewohner einiger Bezirke Mecklenburgs puzen noch in jedem Jahre einen Pfingstochsen aus.

Die Verluste der deutschen Ärzte im Kriege. Mehr als in früheren Kriegen werden heute die Ärzte, die unseren Truppen folgen, zum Opfer ihres Berufes. Die moderne Kampfmethode mit ihren langdauernden Gefechten zwingt die Ärzte sehr häufig, da man die Verwundeten nicht so lange liegen lassen kann, bis der Kampf beendet ist, mitten im Feuer sich um die Versorgung jener zu kümmern. Die Verluststatistik stellt sich für die Ärzte nach den ersten 200 Verlustlisten, wie in der Zeitschrift für medizinische Fortbildung mitzuteilen wird, im ganzen auf 608 Individuen, zu denen 16 Vermisste und 53 Gefangene gehören. Leicht verwundet wurden 220, schwer 66 Ärzte. Gefallen sind 120, infolge Krankheit verstorben 47. Die Zivilärzte, die zum größten Teil in Lazaretten beschäftigt werden, haben die kleinste Verlustziffer, nämlich 16; die aktiven Militärärzte mit 210 die größte. Vor dem Kriege haben Chirurgen den Wunsch ausgesprochen, auf internationalem Wege Gefechtspausen zu vereinbaren, während derer die Ärzte sich der Verletzten annehmen sollten. Damit würden die Ärzte gesichert werden, aber auch das Verbinden und die dringlichen Operationen an Verwundeten könnten exakter und sicherer ausgeführt werden, als dies unter dem Feuer möglich ist. Zweifellos ist dies eine gerechte Forderung, aber es ist leider ebenso zweifellos, daß ihre Erfüllung in weiterer Ferne als je liegt.

Von Papst Benedikt XV. erzählt ein Mitarbeiter der „Sera“ einige interessante persönliche Züge: „Vor einigen Tagen kam Benedikt XV., ein wenig ermüdet durch eine lange Reihe von Audienzen mit ausländischen Diplomaten und Politikern, mit Franzosen, Belgiern, Deutschen, Engländern, Spaniern und Russen zurück. Mehrere Unterredungen hatten sehr lange gedauert; im Vorzimmer begegnete er einer Person, die ihm seit der Zeit seines Episkopats in Bologna sehr lieb war; er blieb stehen, hob lächelnd den Vologneser Edelmann, der niedergelinstet war, auf und fragte ihn: „Sie haben doch häufig Gelegenheit, in das Ausland zu gehen, geben Sie uns einige Nachrichten... Was sagt man von uns?“ „Ueberall“, antwortete der Befragte, „hört man Beglückwünschungen wegen des glücklichen Ausganges, den die Anzengungen Eurer Heiligkeit besonders für den Austausch der verwundeten Gefangenen genommen haben.“ Der Papst lächelte nicht mehr, ein Schatten von tiefer Trauer überzog sein Gesicht, er machte eine unbestimmte Handbewegung, und dann sagte er: „Es ist wenig, es ist zu wenig... Ich möchte etwas ganz anderes tun!“ Das Gespräch erlitt eine lange und schmerzliche Pause, dann begann Benedikt XV. nach den letzten politischen Wahlen in Bologna zu fragen, ließ sich über Einzelheiten unterrichten und äußerte seine Meinung... Es war schon spät, und der Papst begab sich zu seiner beschriebenen Tafel. Er bedient sich dabei niemals des Fahrstuhls, um von dem Bibliotheksaale zu den Wohnräumen, die er in der letzten Loggia inne hat, hinaufzufragen. „Wenn ich alt sein werde, will ich ihn benutzen“, sagte der Papst, und weist damit stets das Überbieten, in den Fahrstuhl zu gehen, zurück. Er sieht sich noch durchaus nicht alt; seine Arbeitskraft ist außerordentlich. Um 6 Uhr früh hält er die Messe und dann erteilt er bis nach 1 Uhr nachts eine Audienz nach der andern, erledigt zahlreiche Geschäfte und studiert, arbeitet, diktiert Denkschriften, schreibt an Bischöfe, an Diplomaten, an Derrichter in ausgezeichnetem Italienisch, Französisch und Latein. Seine Tafel ist sparsam und bescheiden, und er nimmt seine Mahlzeiten allein ein; vom ersten Tage ab gab er die Bewohnlichkeit, mit seinem treuen Monsignore Migone zu speisen, auf. Von dem Augenblick ab, in dem die Frage an ihn gerichtet wurde, bis zu

dem Augenblick, in dem er sein stolzes „Accepto“ antwortete, schien eine Ewigkeit vergangen: der einsame und etwas reizbare ligurische Marchese, der apostolische Erzbischof von Bologna ist der unabhäugbare Herrscher der Geister geworden und entzieht seine schlichte menschliche Gestalt jedem Blicke.“

Fort mit dem jungen Mann hinterm Ladentisch. Die Freiwilligkeit der Rekrutierung von Lord Richeneis Peer nimmt allmählich merkwürdige Formen an. In vielen Fällen wird der Zwang, und nicht einmal ein sehr sanfter, immer läßlicher. Besonders ist die Londoner Presse unerwünscht in der Aufspürung neuer Stellen, an die die jungen Männer — nicht hingehören. Am meisten haben sie es auf den jungen Mann hinterm Ladentisch abgesehen. „Es ist keine Aufgabe für einen jungen Mann in Kriegzeiten, Länder aus den Hächern in einem Laden zu reichen“, erklärt die „Daily Mail“ kategorisch und weist sogar auf die Deutschen als Vorbild hin, bei denen das nicht möglich wäre. Die „Times“ aber schickt eine Mitarbeiterin durch die Geschäftszweigen, besonders in Westen der Stadt, und läßt genau nachrechnen, wieviel junge Männer noch in den verschiedenen Geschäftszweigen sich hinter dem Ladentisch betätigen. Die Ergebnisse sind sehr verschieden. Im ganzen stellt die Dame fest, daß eine sehr große Zahl alter Männer an die Arbeitshätten zurückgerufen ist und daß eine verhältnismäßig kleine Zahl von Frauen an Stellen gekommen ist, wo man sie früher vergeblich gesucht hätte, besonders in Juwelen- und Seidengeschäften. Es wird gewissenhaft gebucht, daß bei einem großen Juwelier in Bond-Street nur drei Männer in dienstfähigem Alter waren, die aber nicht sehr kräftig ausluden. Schlimm aber steht es in einer Anzahl Geschäften, die mit Teppichen, mit Küchenutensilien, Klavieren, Wäsche usw. handeln; denn in ihnen sah die Dame fast nur junge Männer, die Richeneis unbedingt gebraucht hätte. In einem Laden, in dem ein junger Mann Schirme verkaufte, bot er einer Käuferin ein Exemplar mit den Worten an: „Dieses Muster heißt „La Militaire“, gnädige Frau!“ Die Dame wandte sich verachtungsvoll ab, „Warum versuchen Sie den militärischen Stil nicht selbst?“ fragte sie und ließ den jungen Mann stehen. Hervorgehoben wird auch, daß die jungen Damen, die in den Geschäften tätig sind, sehr gute Rekrutierungsarbeit geleistet haben, indem sie nämlich ihre männlichen Kollegen nicht schonten. Das kann man ganz gut verstehen...

**Büchertisch.**

— Kriegsluftschiffe und Kriegsluftzeuge. Der Verlag des Taschenbuches der Luftflotten hat soeben ein Werk herausgegeben, das vorzüglich geeignet ist, an Hand von guten Abbildungen aufklärend über die Luftmasse zu wirken. (Kriegsluftschiffe und Kriegsluftzeuge der verschiedenen Staaten. 66 Bilder zur Feststellung von Luftschiffen und Flugzeugen. J. K. Lehmanns Verlag München. Preis M. 1.20.) Das Werk enthält alle Luftschiff- und Flugzeugtypen der kriegsführenden Staaten, sowie auch der neutralen. Bei den Luftschiffen sind auch Angaben gemacht über Raumhalt, Geschwindigkeit, Längendurchmesser und Motorenkräfte; beigegeben sind auch für das Erkennen höchst zweckmäßige Schattenrisse.

1914. Ein Tagebuch. Das neueste Heft von Professor Eduard Engels im Erscheinen begriffenem, schnell allgemein bekannt gewordenem Kriegsgeschichtlichen Werk „1914. Ein Tagebuch“ (George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg) enthält folgende bemerkenswerte Auszüge: Ich lese in einem Vortrag des Wiener Professors L. M. Hartmann „Krieg in der Weltgeschichte über den Lohn des Krieges: Dieser Lohn kann aber nicht in Eroberungen bestehen und in der Vernechtung anderer Völker. Unser Ziel ist ein weit höheres. Wir erwarten nach den vielen Antikthesen die Synthese, nach den Peripetien der Kriege die Katharsis.“ — Daß ich das Heft in den Papierkorb für die Katharsis werfe, ist das wenigste; leider ist mir durch diesen Basel die gute Laune für den Rest des Tages verdorben. Ach ja, die deutsche Katharsis —!

**Stat-Aufgabe.**



Kann das Spiel verloren gehen, wenn noch Carreau-Aß und König, also 15 Augen, im Stat liegen?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer: Laub, taub.